

DEBORAH ELLIS

SAMMELBAND

DIE SONNE IM GESICHT
ALLEIN NACH MAZAR-E SHARIF
AM MEER WIRD ES KÜHL SEIN

 J. JUNGBRUNNEN

Deborah Ellis

Die Sonne im Gesicht
Allein nach Mazar-e Sharif
Am Meer wird es kühl sein

Deborah Ellis

ist Schriftstellerin und Psychotherapeutin und lebt in Toronto. Sie verbrachte viele Monate in afghanischen Flüchtlingslagern in Pakistan, wo sie Gespräche mit Frauen und Mädchen führte. Die Geschichten, die sie dort hörte, und die Menschen, die sie kennenlernte, inspirierten sie zur Trilogie *Die Sonne im Gesicht*, *Allein nach Mazar-e Sharif* und *Am Meer wird es kühl sein*.

Deborah Ellis

Die Sonne im Gesicht
Allein nach Mazar-e Sharif
Am Meer wird es kühl sein

*Aus dem kanadischen Englisch übersetzt
von Anna Melach bzw. Brigitte Rapp*

Jungbrunnen

Die Übersetzung der Bücher wurde gefördert vom Canada Council for the Arts und vom Canadian Department of Foreign Affairs and International Trade.



**Canada Council
for the Arts**

**Conseil des Arts
du Canada**

© Copyright 2001, 2003 und 2004
für die deutschsprachigen Einzelausgaben Verlag Jungbrunnen Wien

© Copyright 2000, 2002 und 2003 der Originalausgabe Deborah Ellis

Titel der Originalausgaben:

Die Sonne im Gesicht – The Breadwinner

Allein nach Mazar-e Sharif – Parvana's Journey

Am Meer wird es kühl sein – Mud City

Alle erschienen bei Groundwood Books / Douglas & McIntyre

EPUB ISBN 978-3-7026-5883-0

1. Auflage 2010

Einbandgestaltung: Christian Hochmeister

© Copyright 2010 by Verlag Jungbrunnen Wien

Alle Rechte vorbehalten – printed in Austria

Inhalt

Band 1

Die Sonne im Gesicht

Band 2

Allein nach Mazar-e Sharif

Band 3

Am Meer wird es kühl sein

Glossar

Nachwort der Autorin



Den Kindern,
die wir zwingen, tapferer zu sein,
als sie sein sollten

Deborah Ellis

Band 1

Die Sonne im Gesicht

*Aus dem kanadischen Englisch übersetzt
von Anna Melach*

Jungbrunnen

Im Text kursiv gesetzte Wörter werden im Glossar erklärt.

1. Kapitel

„Ich kann diesen Brief genauso gut lesen wie Vater“, flüsterte Parvana in die Falten ihres Tschador. „Zumindest fast so gut.“

Sie wagte nicht, diese Worte laut auszusprechen. Der Mann, der neben ihrem Vater saß, wollte ihre Stimme gewiss nicht hören. Keiner auf dem großen Markt von Kabul wollte ihre Stimme hören. Denn Parvana war nur deshalb hier, weil sie ihrem Vater dabei helfen musste, zum Markt zu kommen und nach der Arbeit wieder zurück nach Hause. Sie saß gut verborgen auf ihrer Decke. Ihr Kopf und der Großteil ihres Gesichtes waren von ihrem Tschador bedeckt.

Eigentlich sollte Parvana überhaupt nicht auf der Straße sein. Die Taliban hatten befohlen, dass alle Mädchen und Frauen in Afghanistan in ihren Häusern bleiben sollten. Sie hatten den Mädchen sogar verboten, zur Schule zu gehen. Parvana hatte die sechste Klasse Grundschule verlassen müssen, und ihre Schwester Nooria durfte nicht mehr in die Mittelschule gehen. Ihre Mutter, die bei einem der Radiosender von Kabul als Journalistin gearbeitet hatte, war von einem Tag zum anderen entlassen worden. Seit über einem Jahr waren sie nun mit der fünfjährigen Maryam und dem zweijährigen Ali alle zusammen in einem einzigen Zimmer gefangen.

Parvana konnte fast jeden Tag für ein paar Stunden ins Freie, weil sie ihren Vater beim Gehen stützen musste. Sie war immer froh, aus dem Zimmer hinauszukommen, auch wenn das hieß, dass sie dann viele Stunden auf einer Decke auf dem harten Boden des Marktes sitzen musste. Das war

zumindest irgendeine Abwechslung. Sie hatte sich sogar daran gewöhnt, den Mund zu halten, ganz still zu sitzen und ihr Gesicht zu verstecken.

Für ihre elf Jahre war Parvana sehr klein. Und als kleines Mädchen konnte sie sich normalerweise auf der Straße aufhalten, ohne dass die Taliban unangenehme Fragen stellten.

„Ich brauche das Mädchen, damit es mich beim Gehen stützt“, sagte der Vater jedem Soldaten, der wissen wollte, was Parvana auf der Straße verloren hatte. Und er zeigte dann auf sein Bein. Der Vater hatte einen Fuß verloren, als die Mittelschule, an der er unterrichtet hatte, von einer Bombe getroffen worden war. Er hatte damals auch innere Verletzungen davongetragen und war nun oft sehr müde.

„Und ich habe keinen Sohn zu Hause, der mir helfen kann, nur ein Kleinkind“, erklärte der Vater.

Parvana duckte sich dann noch mehr zusammen und versuchte, noch kleiner auszusehen. Sie hatte Angst, den Soldaten aufzufallen. Sie hatte schon oft mitangesehen, wie sie Menschen, besonders Frauen, behandelten. Sie schlugen und peitschten alle aus, die ihrer Meinung nach aus irgendeinem Grund eine Strafe verdienten.

Wenn Parvana so Tag für Tag auf dem Markt saß, konnte sie eine Menge sehen. Aber wenn Soldaten der Taliban in der Nähe waren, hätte sie sich am liebsten unsichtbar gemacht.

Nun bat der Kunde den Vater, den Brief noch einmal vorzulesen. „Lies langsam“, sagte er, „damit ich es mir merken und meiner Familie berichten kann.“

Parvana hätte auch gerne einen Brief bekommen. Seit Kurzem funktionierte in Afghanistan wieder die Post, nachdem sie durch den Krieg jahrelang gestört gewesen war. Viele von Parvanas Freundinnen waren mit ihren Familien aus Afghanistan geflohen. Vermutlich nach Pakistan, aber Parvana wusste nichts Genaueres, deshalb konnte sie ihnen auch nicht schreiben. Sie selbst war mit ihrer Familie wegen der Bomben so oft umgezogen, dass ihre Freundinnen nicht mehr wussten, wo sie nun wohnte.

„Afghanen sind über die ganze Erde verstreut, wie Sterne über den Himmel“, sagte ihr Vater oft.

Der Vater hatte den Brief ein zweites Mal vorgelesen. Der Kunde dankte ihm und bezahlte. „Ich werde wiederkommen, wenn es Zeit ist, eine Antwort zu schreiben“, sagte er.

Die meisten Menschen in Afghanistan konnten nicht lesen und schreiben. Parvana war eine der wenigen Glücklichen, die es gelernt hatten. Ihre Eltern waren beide auf der Universität gewesen und glaubten an die Wichtigkeit der Bildung für alle, auch für Mädchen.

Der Nachmittag ging weiter. Kunden kamen und gingen. Die meisten sprachen Dari, die Sprache, die auch Parvana am besten beherrschte. Wenn ein Kunde Pashtu sprach, konnte sie das meiste verstehen, aber nicht alles. Parvanas Eltern sprachen auch Englisch. Der Vater war in England auf der Universität gewesen. Das war sehr lange her.

Auf dem Markt ging es lebhaft zu. Männer kauften für ihre Familien ein, fliegende Händler boten ihre Waren und Dienste an. Manche Händler hatten feste Plätze; die Teestände zum Beispiel. Mit dem großen Teekessel und den vielen Tablett voll Teegläser konnte man nicht herumwandern. Deshalb gab es viele Teejungen, die mit einem Tablett in dem Labyrinth des Marktes herumliefen und den Händlern Tee brachten, die ihre eigenen Läden nicht verlassen konnten. Dann rannten sie mit den leeren Gläsern wieder zurück.

„Das könnte ich auch tun“, murmelte Parvana. Sie wäre so gerne auf dem Markt herumgewandert, hätte die engen, verwinkelten Gässchen kennengelernt, so gut, wie sie die vier Wände ihres eigenen Zuhauses kannte.

Der Vater wandte sich nach ihr um. „Ich würde dich lieber auf einem Schulhof herumlaufen sehen als hier!“ Dann wandte er sich wieder um und rief den vorübergehenden Männern zu: „Haben Sie etwas vorzulesen? Haben Sie etwas zu schreiben? Pashtu und Dari! Wunderschöne Sachen zu verkaufen!“

Parvana runzelte die Stirn. Es war doch nicht ihre Schuld, dass sie nicht mehr zur Schule gehen durfte! Sie wäre viel lieber in einem Klassenraum gesessen als hier auf der unbequemen Matte, wo ihr der Rücken und der Po

wehtaten. Parvana vermisste ihre Freundinnen, ihre blauweiße Schuluniform und die vielen neuen Dinge, die sie jeden Tag gelernt hatten. Ihr Lieblingsgegenstand war Geschichte, vor allem die Geschichte Afghanistans. Viele Völker hatten Afghanistan zu erobern versucht. Vor viertausend Jahren waren die Perser gekommen. Dann kam Alexander der Große, danach kamen die Griechen, die Araber, die Türken, die Briten und schließlich die Sowjets. Einer der Eroberer, Tamerlan von Samarkand, hieb die Köpfe seiner Feinde ab und stapelte sie in großen Haufen auf wie Melonen auf einem Obststand. Alle diese Leute waren in Parvanas wunderschönes Land gekommen, um es zu erobern, und die Afghanen hatten sie alle hinausgeworfen!

Aber jetzt wurde das Land von den Taliban-Milizen regiert. Die Taliban waren Afghanen, und sie hatten sehr bestimmende, eindeutige Vorstellungen, wie die Dinge laufen sollten. Als sie die Hauptstadt Kabul erobert hatten und allen Mädchen verboten, zur Schule zu gehen, war Parvana im ersten Moment nicht allzu traurig gewesen. Ihr drohte gerade eine Mathematikschularbeit, für die sie nichts gelernt hatte, und außerdem hatte sie wieder einmal Schwierigkeiten, weil sie während der Stunde ständig schwätzte. Der Lehrer hatte einen Beschwerdebrief an ihre Mutter schicken wollen, aber die Taliban waren zuvorgekommen.

„Warum heulst du denn?“, hatte Parvana ihre Schwester Nooria gefragt, die nicht aufhören konnte zu weinen. „Ein oder zwei Ferientage, das ist doch super!“ Parvana war überzeugt gewesen, die Taliban würden sie ein paar Tage später wieder zur Schule gehen lassen. Und bis dahin hatte der Lehrer die ärgerliche Mitteilung wegen ihrer Schwätzerei sicher vergessen.

„Sei doch nicht so blöd!“, schrie Nooria sie an. „Lass mich in Ruhe!“

Eine der Schwierigkeiten, wenn man mit der ganzen Familie in einem Zimmer wohnt, besteht darin, dass man unmöglich jemanden in Ruhe lassen kann. Wo Nooria war, da war auch Parvana, und wo Parvana war, da war Nooria.

Parvanas Eltern kamen aus angesehenen afghanischen Familien. Wegen ihrer guten Ausbildung hatten sie in ihren Berufen viel Geld verdient. Sie hatten in einem großen Haus mit einem Innenhof gewohnt, mit Dienstpersonal, einem Fernsehapparat, einem Kühlschrank, einem Auto.

Nooria hatte sogar ein eigenes Zimmer gehabt. Parvana hatte ihres mit ihrer kleinen Schwester Maryam geteilt. Maryam plapperte zwar ununterbrochen, aber sie und Parvana liebten einander von ganzem Herzen. Und es war herrlich gewesen, Nooria ausweichen zu können.

Das Haus war von einer Bombe zerstört worden. Die Familie war seither immer wieder umgezogen, jedes Mal in eine kleinere Wohnung. Und jedes Mal, wenn wieder ein Haus, in dem sie gerade wohnten, von einer Bombe getroffen wurde, verloren sie mehr von ihren Sachen. Mit jeder Bombe wurden sie ärmer. Und jetzt lebten sie alle zusammen in einem einzigen Zimmer.

In Afghanistan herrschte seit mehr als zwanzig Jahren Krieg. Das war doppelt so lang, wie Parvana auf der Welt war.

Zuerst hatten die Sowjets mit ihren großen Panzern das Land überrollt und es mit Kriegsflugzeugen überflogen und Bomben auf Dörfer und Felder abgeworfen.

Parvana war einen Monat vor dem Abzug der Sowjets geboren. „Du warst ein so hässliches Baby, dass die Sowjets es nicht ertragen konnten, mit dir im gleichen Land zu sein“, spottete Nooria immer wieder. „Sie sind vor Schreck über die Grenze in ihr eigenes Land geflohen, so schnell sie ihre Panzer tragen konnten.“

Nachdem die Sowjets weg waren, wollten die Männer, die zuvor auf die Sowjets geschossen hatten, weiterhin auf Menschen schießen, und daher schossen sie aufeinander. Viele Bomben fielen damals auf Kabul. Viele Menschen starben.

Bomben waren immer ein Teil von Parvanas Leben gewesen. Jeden Tag, jede Nacht fielen Bomben und Raketen vom Himmel und irgendjemandes Haus explodierte.

Und wenn die Bomben fielen, rannten die Menschen. Sie rannten zuerst hierhin, dann rannten sie dorthin, auf der Suche nach einem Platz, wo sie vor den Bomben sicher waren. Als Parvana noch klein war, wurde sie getragen. Als sie größer wurde, musste sie selber rennen.

Nun wurde ein Großteil des Landes von den Taliban kontrolliert. Das Wort Taliban heißt eigentlich: „religiöser Gelehrter“. Parvanas Vater erklärte ihr, Religion sei dazu da, den Menschen zu helfen, menschlicher, freundlicher

und glücklicher zu werden. „Aber die Taliban machen Afghanistan nicht zu einem Land, in dem man glücklich und menschenwürdig leben kann“, sagte der Vater.

Es fielen immer noch Bomben auf Kabul, aber nicht mehr so häufig wie vorher. Im Norden des Landes war immer noch Krieg, und dort wurden derzeit auch die meisten Menschen umgebracht.

Einige weitere Kunden waren gekommen und wieder gegangen, und Vater schlug vor, für heute mit der Arbeit aufzuhören.

Parvana sprang auf und knickte sofort wieder zusammen. Ihr Bein war eingeschlafen. Sie rieb es und versuchte dann noch einmal aufzutreten. Diesmal blieb sie stehen.

Zuerst sammelte sie all die kleinen Dinge ein, die sie zu verkaufen versuchten, Teller, Schüsselchen, kleine Dosen und verschiedene Ziergegenstände aus dem Hausrat, die die Bomben überlebt hatten. Wie viele Afghanen verkauften sie, was sie entbehren konnten. Mutter und Nooria sahen regelmäßig alles durch, was sie noch besaßen, um herauszusuchen, was sie nicht unbedingt brauchten. Es gab so viele Leute in Kabul, die ihre Habseligkeiten verkauften, dass Parvana sich immer wieder wunderte, dass überhaupt jemand übrig geblieben war, der auch etwas kaufte.

Parvana schüttelte die Decke aus und faltete sie zusammen. Der Vater packte Schreibzeug und Papier in die Schultertasche. Er stützte sich auf seinen Stock, nahm Parvanas Arm und stand langsam auf. Sie machten sich auf den Heimweg.

Kleine Entfernungen konnte der Vater allein, nur mit dem Stock, schaffen. Aber für längere Strecken brauchte er Parvana als Stütze.

„Du hast genau die richtige Größe für mich“, sagte er.

„Und wenn ich wachse?“

„Dann wachse ich mit dir!“

Vater hatte eine Beinprothese gehabt, die hatte er aber verkauft. Er hatte sie eigentlich gar nicht verkaufen wollen. Denn Prothesen werden ja extra für eine bestimmte Person angefertigt, und das künstliche Bein eines Menschen passt nicht unbedingt einem anderen. Aber als ein Kunde Vaters falsches

Bein auf der Decke liegen sah, wollte er es unbedingt haben. Die anderen Dinge sah er gar nicht an. Und er bot Vater einen so guten Preis, dass der sich überreden ließ.

Jetzt gab es sehr viele Beinprothesen auf dem Markt von Kabul zu kaufen. Seit die Taliban befohlen hatten, Frauen müssten zu Hause bleiben, nahmen viele Ehemänner ihren Frauen die Prothesen weg und verkauften sie. „Du gehst ja nicht fort, wozu brauchst du dann ein falsches Bein?“, fragten sie. Überall in Kabul gab es zerbombte Häuser. Ganze Straßenzüge, in denen es einst Wohnhäuser und Geschäfte gegeben hatte, waren nur noch Schutt und Staub.

Kabul war früher eine schöne Stadt gewesen. Nooria erinnerte sich noch an unbeschädigte Gehsteige, an Verkehrsampeln, deren Lichter wechselten. Abends waren sie spazieren gegangen oder ins Kino, oder sie hatten in eleganten Geschäften nach Kleidern oder Büchern gestöbert.

Den größten Teil von Parvanas Leben bestand die Innenstadt von Kabul nun aus Ruinen, und sie konnte sich die Stadt nicht anders vorstellen. Es tat ihr weh zu hören, wie das alte Kabul vor der Bombardierung ausgesehen hatte. Sie wollte gar nicht daran denken, was die Bomben alles zerstört hatten, vor allem Vaters Gesundheit und ihr eigenes schönes Haus. Das machte sie zornig, und weil sie mit ihrem Zorn nirgendwohin konnte, wurde sie traurig. Parvana und ihr Vater verließen den belebten Markt und gingen eine Straße hinunter zu dem Haus, in dem sie wohnten. Parvana geleitete ihren Vater vorsichtig um tiefe Löcher und Steintrümmer herum, die sich mitten auf der Straße befanden.

„Wie können Frauen in ihren Burkas auf diesen Straßen gehen?“, fragte Parvana ihren Vater. „Wie können sie sehen, wo sie hinsteigen?“

„Sie fallen oft“, antwortete der Vater. Er hatte recht. Parvana hatte oft Frauen stürzen sehen.

Sie blickte die Straße entlang auf ihren Lieblingsberg, der sich majestätisch am Ende der Straße erhob.

„Wie heißt dieser Berg?“, hatte sie einmal ihren Vater gefragt, kurz nachdem sie in diese Gegend gezogen waren.

„Das ist der Mount Parvana.“

„Das stimmt nicht!“, sagte Nooria.

„Du solltest dem Kind nichts Falsches sagen“, meinte die Mutter. Es war in der Zeit vor den Taliban gewesen. Die ganze Familie war gemeinsam spazieren gegangen. Mutter und Nooria hatten bloß leichte Tücher über ihrem Haar getragen und ihre Gesichter im Sonnenschein baden lassen.

„Berge werden von Menschen benannt“, erklärte der Vater. „Ich bin ein Mensch, und ich nenne diesen Berg Mount Parvana.“

Die Mutter gab lachend nach. Vater lachte auch, Parvana lachte, und auch die kleine Maryam, die beinahe noch ein Baby war und nicht wusste, warum sie lachte. Sogar die stets mürrische Nooria stimmte ein. Das Lachen der ganzen Familie eilte bis zum Gipfel des Mount Parvana und wieder zurück zur Straße. Nun aber stiegen Parvana und ihr Vater langsam die Stufen zu ihrer Wohnung hinauf. Sie lebten im dritten Stock eines Wohnblocks. Das Haus war von einer Bombe getroffen und beschädigt worden, und eine Hälfte war nur mehr Schutt.

Die Stiegen liefen im Zickzack an der Außenmauer des Hauses hinauf. Auch sie waren teilweise zerstört, und manche Stufen waren verschoben. Das Stiegengeländer war nur mehr an einigen Stellen vorhanden. „Stütze dich niemals auf dieses Geländer!“, hatte der Vater Parvana immer wieder eingeschärft. Die Stiegen hinaufzusteigen war für den Vater einfacher als hinunter, aber sie brauchten trotzdem sehr lange. Endlich erreichten sie die Wohnungstür und traten ein.

2. Kapitel

Mutter und Nooria waren wieder einmal beim Putzen. Der Vater küsste Ali und Maryam, wusch sich im Bad den Staub von Gesicht, Händen und Füßen und streckte sich auf einem Toshak aus, um sich auszuruhen.

Parvana legte ihr Bündel neben die Tür und nahm ihren Tschador ab.

„Wir brauchen Wasser“, sagte Nooria.

„Kann ich mich nicht erst ein bisschen hinsetzen?“, fragte Parvana die Mutter.

„Du wirst besser sitzen, wenn du mit deiner Arbeit fertig bist. Geh jetzt gleich! Der Wassertank ist fast leer.“

Parvana seufzte. Wenn der Tank fast leer war, musste sie fünfmal zum Wasserhahn hinuntergehen. Nein, sechsmal, weil die Mutter es nicht leiden konnte, wenn der Wassereimer leer war.

„Wärst du gestern gegangen, als Mutter dich gebeten hatte, müsstest du heute nicht so viel schleppen“, sagte Nooria spöttisch, als Parvana an ihr vorüberging, um den Kübel zu holen. Nooria lächelte ihr überlegenes Große-Schwester-Lächeln und warf mit einem Schwung ihr langes Haar über die Schultern zurück. Parvana hätte sie ohrfeigen können.

Nooria hatte wunderschönes, dichtes, langes Haar. Parvanas Haar war dünn und strähmig. Sie wünschte sich auch Haare wie ihre große Schwester, und Nooria wusste das sehr gut.

Parvana murrte den ganzen Weg vor sich hin, die vielen Stufen hinunter und weiter, den Häuserblock entlang, bis sie schließlich beim gemeinsamen Wasserhahn für die ganze Nachbarschaft angelangt war. Der Rückweg mit

dem vollen Eimer war noch schlimmer, vor allem die drei Stockwerke hinauf. Aber die Wut auf Nooria gab ihr Kraft, deshalb schimpfte Parvana den ganzen Weg leise weiter.

„Nooria geht nie Wasser holen, und Mutter auch nicht. Und Maryam auch nicht. Die muss überhaupt nie irgendetwas arbeiten!“

Parvana wusste natürlich, dass sie Unsinn daherredete, aber sie murrte trotzdem weiter. Maryam war erst fünf, sie konnte nicht einmal den leeren Kübel die Stufen hinuntertragen, geschweige denn einen vollen hinauf. Die Mutter und Nooria aber mussten, wo immer sie außerhalb des Hauses hingingen, Burkas tragen, und mit diesen Burkas konnten sie unmöglich einen vollen Eimer Wasser die halb zertrümmerten Stufen hinaufschleppen. Außerdem war es immer gefährlich für Frauen, sich ohne männliche Begleitung außerhalb des Hauses aufzuhalten.

Parvana wusste, dass sie es war, die Wasser holen musste, weil niemand anderer in der Familie das tun konnte. Manchmal machte sie das wütend. Manchmal war sie stolz darauf. Aber eines war klar: Was sie auch fühlte, ob sie gut oder schlecht gelaunt war, das Wasser musste geholt werden, und sie war diejenige, die es holen musste.

Endlich war der Wassertank gefüllt, auch der Eimer war voll. Parvana konnte aus den Sandalen schlüpfen, ihren Tschador aufhängen und sich ausruhen. Sie setzte sich auf den Fußboden neben Maryam und sah zu, wie ihre kleine Schwester ein Bild zeichnete.

„Du kannst wunderschön zeichnen, Maryam! Eines Tages wirst du deine Zeichnungen verkaufen und viel, viel Geld dafür bekommen. Und wir werden alle reich sein und in einem Palast leben, und du wirst ein Kleid aus blauer Seide tragen ...“

„Aus grüner Seide“, sagte Maryam.

„Aus grüner Seide“, stimmte Parvana zu.

„Du könntest uns helfen, statt bloß herumzusitzen!“ Die Mutter und Nooria putzten wieder einmal den Schrank.

„Ihr habt den Kasten doch vor drei Tagen erst geputzt!“

„Hilfst du uns jetzt oder nicht?“

Nicht, dachte Parvana, aber sie stand auf. Die Mutter und Nooria waren ständig dabei, irgendetwas zu putzen. Da sie ja nicht arbeiten oder zur

Schule gehen durften, hatten sie nicht viel anderes zu tun. „Die Taliban haben uns befohlen, im Haus zu bleiben, aber das heißt nicht, dass wir im Dreck leben müssen“, sagte die Mutter immer.

Parvana hasste diese Putzerei. Sie verbrauchten dabei das ganze Wasser, das sie so mühsam heraufschleppen musste. Noch mehr Wasser verbrauchte Nooria, wenn sie ihre Haare wusch.

Parvana blickte sich in dem kleinen Zimmer um. Alle Möbel, an die sich Parvana aus früheren Wohnungen erinnerte, waren von Bomben zerstört oder von Plünderern gestohlen worden. Alles, was sie jetzt an Möbeln besaßen, war der große hölzerne Schrank, der schon im Zimmer gewesen war, als sie eingezogen waren. Darin wurden die wenigen Besitztümer aufbewahrt, die sie hatten retten können. Außer dem Kasten hatten sie noch zwei Toshaks, die an der Wand auf dem Boden lagen, das waren alle ihre Möbelstücke. Früher hatten sie schöne afghanische Teppiche gehabt. Parvana erinnerte sich, wie sie als Kind mit dem Finger die verschlungenen Muster nachgefahen war. Jetzt lagen bloß billige Matten auf dem Betonboden.

Parvana konnte den Raum mit zehn Schritten durchqueren und mit zwölf Schritten in die andere Richtung. Es war ihre Aufgabe, die Matten mit einem kleinen Besen zu kehren. Sie kannte jeden Zentimeter des Zimmers.

Am einen Ende befand sich der Waschraum. Er war sehr klein, mit einem orientalischen Trittstein-WC, keiner modernen, westlichen Toilette, wie sie früher eine gehabt hatten! Hier stand auch der kleine Propangasherd, weil eine winzige Lüftungsklappe hoch oben in der Wand für frische Luft sorgte. Auch der Wassertank war da, ein großes metallenes Fass, in dem fünf Eimer Wasser Platz hatten. Daneben war die Waschschüssel.

In dem noch stehenden Teil des Gebäudes lebten auch noch andere Leute. Parvana sah sie manchmal, wenn sie Wasser holte oder mit ihrem Vater zum Markt ging. „Wir müssen uns von den Nachbarn fernhalten“, sagte der Vater. „Die Taliban ermuntern die Leute, einander auszuspionieren. Es ist sicherer für uns, wenn wir nichts mit ihnen zu tun haben.“

Es ist vielleicht sicherer, dachte Parvana oft, aber es ist auch einsamer. Vielleicht wohnte ein anderes Mädchen in ihrem Alter gleich nebenan, und

sie würde das niemals herausfinden. Vater hatte seine Bücher, Maryam spielte mit Ali, Nooria hatte die Mutter, aber Parvana war ganz allein. Die Mutter und Nooria hatten die Fächer feucht ausgewischt. Jetzt räumten sie den Schrank wieder ein.

„Hier sind ein paar Sachen, die dein Vater auf dem Markt verkaufen kann. Leg sie zur Tür“, sagte die Mutter.

Der leuchtend rote Stoff erregte Parvanas Aufmerksamkeit. „Das ist ja mein schöner Shalwar Kameez! Den können wir nicht verkaufen!“

„Was wir verkaufen, bestimme ich, nicht du! Wir brauchen ihn nicht mehr, außer du hast vor, auf eine Party zu gehen, von der du mir nichts erzählt hast.“

Parvana wusste, dass es keinen Sinn hatte zu widersprechen. Seit Mutter ihre Arbeit verloren hatte, wurde sie jeden Tag gereizter.

Parvana legte ihr geliebtes Kleidungsstück mit den anderen Sachen zur Tür. Sie streichelte mit den Fingern über die kunstvolle Stickerei. Dieser Shalwar Kameez war ein Eid-Geschenk ihrer Tante aus Mazar-e Sharif, einer Stadt im Norden von Afghanistan. Hoffentlich ist die Tante böse auf die Mutter, weil die ihr Geschenk verkauft, dachte Parvana.

„Warum verkaufen wir nicht Noorias gute Kleider? Sie geht überhaupt nirgends hin!“

„Sie braucht sie, wenn sie heiratet.“

Nooria lächelte triumphierend. Als zusätzliche Beleidigung warf sie den Kopf zurück, dass ihr schönes, langes Haar flog.

„Der tut mir heute schon leid, der dich einmal heiratet“, sagte Parvana. „Er kriegt eine eingebildete, hochnäsige Kuh zur Frau!“

„Es reicht!“, sagte die Mutter.

Parvana schäumte vor Wut. Immer ergriff die Mutter Noorias Partei! Parvana hasste Nooria, und sie hätte auch ihre Mutter gehasst, wenn sie nicht ihre Mutter gewesen wäre.

Ihr Ärger schmolz aber dahin, als sie sah, wie die Mutter das Bündel mit Hossains Kleidern in die Hand nahm und im obersten Fach des Schanks verbarg. Die Mutter sah immer so traurig aus, wenn sie Hossains Kleider in der Hand hatte.

Nooria war nicht immer das älteste Kind der Familie gewesen. Hossain war der Älteste gewesen. Er war von einer Landmine getötet worden, als er vierzehn war. Mutter und Vater sprachen niemals von ihm. Die Erinnerung war zu schmerzlich. Nooria hatte Parvana einmal von Hossain erzählt, bei einer der wenigen Gelegenheiten, wo die Schwestern miteinander redeten. Hossain hatte gern gelacht, und wollte immer, dass Nooria mit ihm spielte, obwohl sie doch ein Mädchen war.

„Sei doch nicht so eine Prinzessin“, hatte er gesagt. „Ein wenig Fußball spielen tut dir gut!“

Und manchmal, erzählte Nooria, hatte sie nachgegeben und mit ihm Fußball gespielt. Er hatte ihr den Ball immer so gut zugeschossen, dass sie ihn stoppen und zurückschießen konnte. „Er hat auch dich immer hochgenommen und mit dir gespielt“, berichtete Nooria. „Er hatte dich wirklich gern. Stell dir das vor!“

Ich hätte Hossain sicher auch gern gehabt, dachte Parvana.

Als sie den Schmerz im Gesicht ihrer Mutter sah, vergaß sie ihren Zorn und half stillschweigend, das Abendessen herzurichten. Das Essen heiterte alle ein wenig auf, und so blieben sie noch eine Weile beisammen sitzen, als sie fertig waren.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt tauschten Nooria und die Mutter dann immer ein geheimes Signal aus, und beide erhoben sich im gleichen Augenblick, um das Geschirr wegzuräumen. Parvana hatte keine Ahnung, wie sie das machten; sie versuchte immer, das Geheimzeichen zu entdecken, aber das war ihr bisher noch nicht gelungen.

Ali war auf Mutters Schoß eingeschlafen, ein Stückchen Nan in der kleinen Faust. Ab und zu richtete er sich schlaftrunken auf, als wolle er nichts von der Unterhaltung versäumen, und versuchte aufzustehen, aber die Mutter hielt ihn mit sanfter Gewalt fest. Ali zappelte ein wenig, dann schlief er wieder ein.

Vater hatte sich mit einem kurzen Schläfchen etwas erfrischt. Er hatte seinen guten, weißen Shalwar Kameez angezogen. Sein langer Bart war sorgsam gekämmt. Parvana fand ihren Vater sehr schön.

Die Taliban hatten allen Männern befohlen, sich Bärte wachsen zu lassen. Zuerst fiel es Parvana schwer, sich an das neue Gesicht ihres Vaters zu

gewöhnen. Er hatte zuvor niemals einen Bart getragen. Auch er selbst konnte sich nur schwer daran gewöhnen, denn der Bart kitzelte ihn anfangs fürchterlich.

Nun erzählte der Vater wieder historische Episoden. Er hatte Geschichte unterrichtet, bevor seine Schule von einer Bombe getroffen worden war. Parvana war mit diesen Geschichten aufgewachsen, deshalb war sie auch in der Schule in diesem Fach sehr gut gewesen.

„Im Jahre 1880 wollten die Briten unser Land erobern. Wollten wir, dass die Briten uns eroberten?“, wandte er sich an Maryam.

„Nein!“, antwortete Maryam.

„Natürlich nicht! Jeder kommt nach Afghanistan und will es erobern, aber wir Afghanen werfen sie alle hinaus! Wir sind außerordentlich gastfreundliche Menschen. Ein Gast ist bei uns König. Merkt euch das. Wenn ein Gast in unser Haus kommt, muss er immer das Allerbeste bekommen!“

„Oder sie“, sagte Parvana.

Vater lächelte ihr zu. „Oder sie. Wir Afghanen tun alles, damit sich ein Gast wohlfühlt. Aber wenn jemand in unser Haus kommt oder in unser Land und sich wie ein Feind benimmt, dann verteidigen wir uns!“

„Vater, erzähl weiter“, drängte Parvana. Sie hatte die Geschichte schon oft gehört, aber sie wollte sie immer wieder hören.

Wieder lächelte der Vater. „Wir müssen diesem Kind irgendwie Geduld beibringen“, sagte er zur Mutter. Parvana brauchte ihre Mutter nicht anzusehen, um sich vorzustellen, was sie jetzt dachte: Da gibt es noch eine Menge ganz anderer Sachen, die wir diesem Kind beibringen müssen ...

„Also schön“, gab der Vater nach. „Weiter. Es war im Jahre 1880. Im Staub rund um die Stadt Kandahar kämpften die Afghanen mit den Briten. Es war eine fürchterliche Schlacht. Viele Männer starben. Die Briten waren im Vorteil, und die Afghanen waren nahe daran aufzugeben. Ihr Kampfesmut war erloschen, und sie hatten keine Kraft mehr weiterzukämpfen. Sie waren nahe daran, sich gefangen nehmen zu lassen. Dann konnten sie wenigstens verschlafen und vielleicht ihr Leben retten.

Da stürmte plötzlich ein kleines Mädchen, jünger als Nooria, aus einem der Häuser des Dorfes. Es rannte mitten durch die kämpfenden Truppen bis vor

die Kampflinie und wandte sich nach den afghanischen Soldaten um. Es riss seinen Schleier vom Kopf, und während die heiße Sonne auf sein Gesicht und den bloßen Kopf brannte, schrie es den afghanischen Truppen zu:

„Wir können diesen Kampf gewinnen!“, schrie es. „Gebt die Hoffnung nicht auf! Reißt euch zusammen! Los, kämpfen wir weiter!“ Es schwenkte den Schleier wie ein Kriegsbanner und führte die Truppen in den Endkampf mit den Briten. Und die Briten hatten keine Chance. Die Afghanen gewannen die Schlacht.

Und was ihr daraus lernen könnt, meine Töchter“, sagte Vater und blickte von einer zur anderen, „ist: In Afghanistan hat es immer die tapfersten Frauen der Welt gegeben. Ihr seid alle tapfere Frauen. Ihr seid die Erbinnen des Mutes von Malali!“

„Wir können diesen Krieg gewinnen!“, rief Maryam und schwang ihre Arme, als hätte sie eine Fahne in der Hand. Die Mutter rettete geschwind die Teekanne aus ihrer Reichweite.

„Wie können wir tapfer sein?“, fragte Nooria. „Wir dürfen doch nicht einmal auf die Straße hinaus! Wie können wir Männer in der Schlacht anführen? Ich hab genug vom Krieg! Ich will keinen Krieg mehr!“

„Es gibt verschiedene Arten von Kampf“, antwortete der Vater ruhig.

„Zum Beispiel den Kampf mit dem Abendessen-Geschirr“, sagte die Mutter.

Parvana schnitt ein so kummervolles Gesicht, dass der Vater lachen musste. Maryam versuchte, sie nachzuahmen, da mussten auch die Mutter und Nooria lachen. Ali erwachte, und als er alle lachen sah, lachte er mit.

Die ganze Familie lachte noch, als plötzlich vier Taliban-Soldaten die Tür aufstießen.

Ali reagierte als Erster. Das Krachen der Tür gegen die Wand erschreckte ihn, und er begann zu schreien.

Die Mutter sprang auf, und einen Augenblick später waren Ali und Maryam in einer Ecke des Zimmers hinter ihrem Rücken versteckt.

Nooria rollte sich blitzschnell zu einer Kugel zusammen und deckte sich mit ihrem Tschador zu. Junge Frauen wurden manchmal von Soldaten

geraubt. Sie wurden aus ihren Häusern gezerrt, und ihre Familien sahen sie nie wieder.

Parvana vermochte sich überhaupt nicht zu bewegen. Wie erstarrt saß sie am Rande des Essenstuches. Die Soldaten waren riesengroß. Ihre hoch aufgetürmten Turbane machten sie noch größer.

Zwei Soldaten packten den Vater. Die anderen beiden begannen das Zimmer zu durchsuchen. Die Reste des Abendessens flogen durch das ganze Zimmer.

„Lasst meinen Mann in Ruhe!“, schrie die Mutter. „Er hat nichts Unrechtes getan!“

„Warum bist du nach England studieren gegangen?!“, brüllte einer der Soldaten den Vater an. „Afghanistan braucht keine ausländischen Ideen!“ Sie zerrten ihn zur Tür.

„Afghanistan braucht noch mehr ungebildete Halsabschneider wie dich“, sagte der Vater. Einer der Soldaten schlug ihm ins Gesicht. Blut tropfte aus seiner Nase auf den weißen Shalwar Kameez.

Die Mutter sprang auf die Soldaten los und hämmerte mit den Fäusten auf sie ein. Sie packte den Vater am Arm und versuchte, ihn aus dem Griff der Männer loszureißen.

Einer der Soldaten hob sein Gewehr und schlug sie auf den Kopf. Sie brach auf dem Fußboden zusammen. Der Soldat schlug noch ein paarmal zu. Maryam und Ali schrien laut bei jedem Schlag auf Mutters Rücken.

Als Parvana ihre Mutter am Boden liegen sah, konnte sie sich plötzlich wieder bewegen. Die Soldaten zogen ihren Vater aus der Wohnung hinaus, und Parvana schlang ihre Arme fest um seinen Leib. Die Soldaten rissen sie mit Gewalt los. Parvana hörte den Vater sagen: „Pass auf die anderen auf, meine kleine Malali!“ Dann war er weg.

Hilflos sah sie zu, wie zwei Soldaten ihn über die Treppen hinunterzerrten, sein schöner Shalwar Kameez schleifte auf dem staubigen Boden. Dann bogen sie um eine Ecke und Parvana konnte ihn nicht mehr sehen.

Inzwischen schlitzten die beiden anderen Soldaten im Zimmer mit Messern die Toshaks auf und warfen die Sachen aus dem Kasten zu Boden.

Vaters Bücher! Im Boden des Kastens war ein Geheimgang, das der Vater gebaut hatte, um die wenigen Bücher zu verstecken, die nicht durch die

Bomben vernichtet worden waren. Es waren einige englische Bücher über Geschichte und Literatur darunter. Er hatte sie versteckt, denn die Taliban verbrannten alle Bücher, die ihnen nicht zusagten.

Sie durften Vaters Bücher nicht finden! Die Soldaten hatten beim obersten Fach angefangen und kamen immer weiter hinunter. Kleider, Decken, Töpfe, alles landete auf dem Fußboden. Näher und näher kamen sie dem Fach mit dem doppelten Boden. Parvana schaute voll Entsetzen zu, wie die Soldaten sich hinunterbeugten, um die Sachen herauszuholen.

„Verschwindet aus meinem Haus!“, schrie sie plötzlich und warf sich mit solcher Kraft auf die Soldaten, dass beide zu Boden stürzten. Sie schlug mit Fäusten auf die Männer ein, bis sie zur Seite gestoßen wurde. Dann klatschten Schläge auf ihren Rücken. Parvana hielt den Kopf zwischen den Armen geschützt, bis die Soldaten zu schlagen aufhörten und weggingen.

Mutter erhob sich vom Fußboden und bemühte sich, Ali zu beruhigen. Nooria lag noch immer wie ein Ball zusammengerollt. Maryam war es, die Parvana trösten kam. Bei der ersten leichten Berührung ihrer Hand zuckte Parvana erschrocken zurück, voll Angst, die Soldaten seien zurückgekommen. Maryam streichelte vorsichtig Parvanas Haar, bis diese begriff, wer sie streichelte. Sie setzte sich auf, ihr ganzer Körper schmerzte. Parvana schloss Maryam in die Arme, beide zitterten am ganzen Leib.

Sie wusste nicht, wie lange sie alle so sitzen und liegen blieben, aber sie saßen noch immer an der gleichen Stelle, als Ali schon lange zu schreien aufgehört hatte und vor Erschöpfung eingeschlafen war.

3. Kapitel

Die Mutter legte Ali behutsam auf eine freie Stelle auf dem Fußboden. Auch Maryam war eingeschlafen und wurde neben ihren Bruder hingelegt. „Räumen wir hier auf“, sagte die Mutter endlich. Langsam brachten sie das Zimmer in Ordnung. Parvanas Rücken und Füße schmerzten. Auch die Mutter bewegte sich mühsam.

Mutter und Nooria räumten den Kasten wieder ein. Parvana holte den Besen von seinem Nagel im Waschraum und kehrte die verstreuten Reiskörner auf. Mit einem Tuch wischte sie den verschütteten Tee auf. Die zerschnittenen Toshaks konnten sie flicken – aber das würde bis morgen warten.

Als das Zimmer wieder einigermaßen normal aussah, legten sie die dicken Steppdecken und Wolldecken auf den Fußboden und legten sich zum Schlafen nieder. Ohne Vater.

Parvana konnte nicht einschlafen. Sie hörte, wie auch die Mutter und Nooria sich ruhelos auf ihren Decken hin und her warfen. Bei jedem winzigen Geräusch fuhr Parvana auf. Sie stellte sich vor, dass der Vater zurückkam – oder die Taliban. Jeder Laut erfüllte sie mit Hoffnung und gleichzeitig mit Angst.

Sie vermisste das Schnarchen ihres Vaters. Er hatte ein sanftes, angenehmes Schnarchen. Während der vielen heftigen Bombardements auf Kabul, als sie so oft umgezogen waren, war Parvana manchmal in der Nacht aufgewacht und hatte nicht gewusst, wo sie sich befand. Aber sobald sie ihren Vater schnarchen hörte, fühlte sie sich sicher.

Heute Nacht schnarchte niemand neben ihr.

Wo war der Vater? Hatte er einen guten Platz zum Schlafen? War ihm kalt? Hatte er Hunger? Hatte er Angst?

Parvana war noch nie in einem Gefängnis gewesen, aber sie hatte Verwandte, die schon einmal eingesperrt worden waren. Eine ihrer Tanten war mit hunderten anderen Schulmädchen verhaftet worden, als sie gegen den Einmarsch der Sowjet-Truppen protestierten. Alle afghanischen Regierungen steckten ihre Gegner ins Gefängnis.

„Du bist kein richtiger Afghane, wenn du nicht jemanden kennst, der im Gefängnis ist“, sagte die Mutter manchmal.

Aber keiner hatte Parvana jemals erzählt, wie es in einem Gefängnis aussah.

„Du bist noch zu klein für solche Dinge“, sagten die Erwachsenen immer. So musste sie versuchen, sich das selber vorzustellen.

Es ist sicher kalt dort, dachte Parvana. Und dunkel.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke, und sie setzte sich mit einem Ruck kerzengerade auf. „Mutter, zünd die Lampe an!“

„Psst, Parvana! Du weckst Ali auf!“

„Zünd die Lampe an“, flüsterte Parvana. „Wenn sie Vater freilassen, braucht er ein Licht im Fenster, das ihm den Weg hier herauf zeigt!“

„Er kann doch nicht gehen! Er hat seinen Stock hiergelassen. Schlaf jetzt, Parvana! Du kannst im Augenblick gar nichts tun!“ Parvana legte sich wieder hin, aber schlafen konnte sie nicht.

Das Zimmer hatte ein einziges kleines Fenster, hoch oben an der Wand. Die Taliban hatten befohlen, alle Fenster müssten mit schwarzer Farbe angestrichen werden, damit niemand die Frauen drinnen sehen konnte.

„Wir werden das nicht tun“, hatte Vater gesagt. „Unser Fenster ist so klein und so hoch oben, da kann unmöglich jemand hereinschauen.“ So hatten sie das Fenster nicht gestrichen, und bisher hatte noch niemand etwas dagegen gesagt.

An klaren Tagen schien die Sonne für kurze Zeit in einem schmalen Balken herein. Ali und Maryam saßen dann in dem kleinen Sonnenstrahl. Die Mutter und Nooria setzten sich zu ihnen und genossen die Wärme auf ihren Gesichtern und Armen. Dann drehte sich die Sonne weiter, und der Sonnenstrahl verschwand wieder.

Parvana ließ ihre Augen nicht von der Stelle, wo sie das Fenster vermutete. Die Nacht war so dunkel, dass sie nicht zwischen Fenster und Wand unterscheiden konnte. Die ganze Nacht starrte sie auf die Stelle, bis endlich die Morgendämmerung die Dunkelheit wegschob und wieder Licht durch das Fenster kam.

Beim ersten Licht hörten die Mutter, Nooria und Parvana auf, sich schlafend zu stellen. Leise, um die Kleinen nicht aufzuwecken, erhoben sie sich und kleideten sich an.

Zum Frühstück kauten sie ein paar Bissen von dem übrig gebliebenen Nan. Nooria wollte auf dem kleinen Gasherd im Waschraum Teewasser heiß machen, aber die Mutter sagte: „Es gibt von gestern Abend noch abgekochtes Wasser, das trinken wir. Wir haben keine Zeit, auf das Teewasser zu warten. Parvana und ich gehen euren Vater aus dem Gefängnis holen.“ Sie sagte das in einem Tonfall, als hätte sie gesagt: „Parvana und ich gehen auf den Markt, Pfirsiche kaufen.“

Das Nan fiel Parvana fast aus dem Mund, aber sie sagte nichts. Vielleicht werde ich jetzt endlich sehen, wie es in einem Gefängnis innen aussieht, dachte sie.

Das Gefängnis war sehr weit von ihrem Haus entfernt. Frauen durften ohne männliche Begleitung keinen Bus benutzen. Sie mussten den ganzen Weg zu Fuß gehen. Und wenn sie Vater irgendwo anders hingebracht hatten? Wenn die Taliban sie auf der Straße aufhielten? Mutter sollte ohne ihren Mann überhaupt nicht auf der Straße sein, oder zumindest nicht ohne eine schriftliche Erlaubnis von ihm.

„Nooria, schreib einen Zettel für Mutter!“

„Mach dir keine Mühe, Nooria. Ich werde nicht in meiner eigenen Stadt herumgehen mit einem Zettel auf meine Burka geheftet, wie ein Kindergartenkind! Ich habe einen Universitätsabschluss!“

„Schreib trotzdem einen Zettel“, flüsterte Parvana Nooria zu, als die Mutter auf der Toilette war. „Ich verstecke ihn in meinem Ärmel.“

Nooria war einverstanden. Ihre Handschrift wirkte erwachsener als die Parvanas. Geschwind schrieb sie: „Ich gestatte meiner Ehefrau, sich auf der Straße zu befinden“ und unterschrieb mit Vaters Namen.